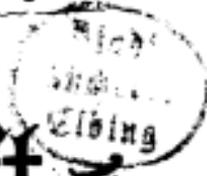


# Die Zukunft



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die sieben Donner . . . . .	167
Republiken in Deutschland. Von Moritz de Jonge . . . . .	183
Monopol. Von Eaden . . . . .	193

Nachdruck verboten.



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.  
Verlag der Zukunft.  
Wilhelmstraße 3a.  
1915.

# Bekanntmachung.

1. Die Zwischenscheine zu den 5% **Reichsschatzanweisungen** von 1914 (Kriegsanleihe) können vom

1. Februar d. J. ab

in die endgültigen Schatzanweisungen mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstrasse 22, statt. Ausserdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **25. Mai d. J.** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach Serien und innerhalb der Serien nach Beträgen und Nummern geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen können dort in Empfang genommen werden.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine oben **rechts neben** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine zu den 5% **Schuldverschreibungen** des Deutschen Reichs von 1914 (Kriegsanleihe) — unkündbar bis **1. Oktober 1924** — findet vom

1. März d. J. ab

bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen“, Berlin W 8, Behrenstrasse 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung — bei letzteren jedoch nur bis zum **22. Juni** — statt.

Im übrigen gelten für ihn die für den Umtausch der Reichsschatzanweisungen getroffenen Bestimmungen.

Berlin, im Januar 1915.

**Reichsbank-Direktorium**

Havenstein. v. Grimm.



Berlin, den 6. Februar 1915.

## Die sieben Donner.

Whisky und Soda.

Zehn Guinees für mich! Der Wettpreis war mir sicher; und wird den Rekruten im Schnee ein paar lustige Stunden bereiten. Blockade wäre kein Kinderspiel. Alle Neutralen würden wild. Wer hat denn daran gedacht? Wir haben Deutschland abgesperrt. Das war leicht zu machen. Deutschland uns? Dazu gehört am Ende mehr, als ihre Unterseeboote können. Das wagen die Leute drüben auch gar nicht. Amerika gäbe ihnen bittere Pillen zu schlucken und würde sich weigern, zur Ernährung der Belgier noch ein Hälmchen zu schicken. Die Warnung des deutschen Admiralstabes soll die Frachtkosten und Versicherungsprämien in die Höhe treiben, unsere junge Mannschaft noch vor der Abfahrt nach Frankreich und Flandern erschrecken und alle Hasenfüße ins Zittern bringen. Daß ein Wuthschrei antwortet, ist vernünftig und kann draußen rentiren. Aber Blockade sieht anders aus. Die müßte mindestens zehn Tage zuvor angelündet werden und jedes unseren Küsten zusteuernde Schiff bedrohen. Herkunft, Ladung, Möglichkeit, Passagiere und Besatzung zu retten, kämen nicht in Betracht. Jetzt soll der Transport von Truppen und Kriegsgeräth erschwert, durch Torpedos und Luftbomben gehindert werden. War zu erwarten. Den Handelsschiffen wird der Weg um Schottland empfohlen. Der muß also frei bleiben und sichert die Zufuhr, selbst wenn die feindlichen Tauchboote und Luftschiffe Besseres leisten

als bisher. Uebrigens haben wir schon ungeheuren Vorrath im Trodenen; und diese Coronas de luxe werden nicht die letzten sein, die uns Havanna sendet. Nein: die Sache steht gut. Seit fünf Monaten sind die Deutschen nicht vorwärts gekommen. Verluste, Strapazen, Enttäuschung haben ihr Heer geschwächt. Unseres ist frisch und findet nicht mehr die Arbeit, mit der die alten Kerle sich plagen mußten. Das Schlimmste liegt hinter uns. Hören Sie nicht überall? Im siebenten Monat ist die Stimmung fröhlicher, als sie im ersten war. Damals konnte man den Nervenankerot der Franzosen und die Verrottung der russischen Zustände fürchten. Alles ist glattgegangen. Die Industrie muß ganze Ballen mit Aufträgen abweisen und in der City wird fast ohne Pause gearbeitet. Rasche Schläge der Deutschen, Entscheidung im Landkrieg, che wir ernstlich eingreifen konnten: da war die Gefahr. Jetzt wird's hell. Jede Meldung aus Polen, Galizien, der Bukowina, dem Kaukasus zeigt, was die Russen gelernt haben und wie viel von ihnen zu hoffen ist. Das ist die schönste Ueberraschung. Seitdem sieht man nirgends noch bekümmerte Mienen. Nie war England in Kriegszeit so einig; auch nicht unter dem großen Pitt. Opposition giebt's nicht. Bonar Law handelt wie Usquith; und Curzon redet wie Nicolson. Ueber die Nothwendigkeit, den Zweck und die Mittel des Krieges haben die Inseln und die Kolonien nur eine Meinung. Die Vorstellung der Blockade hatte Manchen erschreckt. Auch der Patriot möchte schließlich nicht verhungern oder Böbelaufstände sehen. Nun ist's bei der Drohgeberde geblieben.\*

\* Bis auf Weiteres, wie sie drüben sagen. Da sind die Regierenden nicht so rasch zum Entschluß wie die Kaufleute und Techniker. Abwarten! Mir riecht die Warnung nach Kompromiß. Man möchte wohl hören, was die Neutralen sagen werden; vielleicht auch irgendwo im Stillen erst Sondergeschäfte abwickeln. Ihr kennt den Kontinent kaum und von Deutschland nur, was das rothe Buch sehenswürdig nennt. Unsere nationale Erbsünde! Jeder von uns ähneln in einem Wesenszug dem höchst ehrenwerthen Castlereagh, der mit seiner dicken, aufgedonnernten Lady vor hundert Jahren von allen zum Wiener Kongreß Bevollmächtigten heimlich belächelt wurde, weil das Paar sich in festländische Kleidermode, Sitte, Denkart nicht zu schicken vermochte. Klug war der Lord: und hielt den üblen Bonaparte doch für abgethan u: d

wollte nicht glauben, daß dieses Ungethüm aus dem Käfig gebrochen und noch einmal Franzosenkaiser geworden sei. Wozu hatte die Heimath Pitts denn in dreiunzwanzig Jahren dreiundzwanzig Milliarden ausgegeben, wenn Frankreich noch athmet und das Scheusal immer noch nicht unschädlich war? Auch jetzt wird die Festlandswirklichkeit verkannt und der Feind unterschätzt. Die Russenberichte werden plötzlich wie Evangelientexte behandelt, auf deren Wahrhaftigkeit der Bundesgenosse schwören muß. Ringsum sitzen, in jedem Rauchzimmer, nüchterne Männer und rechnen, mit Bleistift auf Papier, aus, wann den Deutschen Brot und Butter, Thee und Cacao, Kupfer und Gummi, Hafer und Schmieröl fehlen werde. Den Russen, denken sie, fällt alles Nöthige vom Himmel. Ich zweifle. Der Tag kann nicht fern sein, der sie durch Mangel lähmt. Ihre Fabriken können nicht ein Viertel des Bedarfs an Waffen, Geschossen, Pulver, Automobilen, Feldküchen, Konserven, Stiefeln, Uniformen liefern (und damit ist der Kreis des Unentbehrlichen noch nicht geschlossen). Ihre Stellung ist nicht so günstig, wie uns erzählt wird; und treibt eine starke Offensive sie im Februar rückwärts: woher sollen sie dann die Kraft zu neuem Vorstoß schöpfen? Einen offenen Hafen besitzen sie nicht. Auf die Transsibirische Bahn und auf das eine Gleis, das Güterwagen durch Finnland tragen kann, ist nicht zu rechnen; und alle Hauptwege nach Westeuropa sind verriegelt. Der Großfürst und seine Gehilfen haben entweder gehofft, im ersten Halbjahr bis nach Schlesien vorzudringen, oder nicht gehopt, was ein moderner, mit dem Aufwand aller Technikermittel geführter Krieg fordert und zerstört. Erlahmt ihr schon mürbes Heer ganz, dann schützt uns die Westmauer sammt Kitcheners Schnelldrillerkunst nicht lange.“

„Wer Sie hört, kann vergessen, daß wir auf einer Insel leben. Rußland soll nicht bekommen, was es braucht? Alles; aus drei Erdtheilen. Obendrein, wenn es will, japanische Truppen. Die sind aber gar nicht nöthig. Morgen schon kann die Sturmfluth über Deutschland, Oesterreich, Ungarn hinbrausen. Wir haben im Konservativen Klub zuverlässige Nachrichten. Die City horcht anderen Stimmen und ist in bester Laune. Drei Tage lang warf die Blockadefahr einen Schatten auf die Stimmung. Das ist vorbei. Wir haben auf dem Festland und auf der See, dreimal, gesiegt. Unsere Marinemacht ist ungeschwächt, unser Heer zum Kampfe

bereit, unsere Reichskasse bis an den Rand voll. Wir machen das Rennen. Spät; doch sicher. Noch einen Tropfen Whisky?"

„Danke. Auch für den schäumenden Saft der Hoffnung. Den hat London gierig geschlürft. Nie sah ich hier üppigere Lebensformen. Nach der Arbeit ißt, als könne die Schwelgersucht sich nicht sättigen; als müsse die Stunde gefeiert werden, die uns die Herrschaft über Land und Meer für ein neues Jahrhundert verbürgt. Schlug sie denn schon? Mein Ohr vernahm nichts. Aechzt der Feind im letzten Kampf ums Dasein? Wir dürften ihn nicht sterben lassen: nur die deutsche Großmacht hat uns das Herz der Franzosen und der Russen zugewandt, die bald wieder kühl oder, bei Gibraltar und Tanger, in Persien und an den Pamirs, feindselig würden, wenn Deutschland entwaffnet wäre. Diesem Ziel sind wir noch nicht nah. Weit aber schon von der Inseksicherheit, an die Ihr Wort mich erinnern wollte. Daß unsere Truppen, ihre Feuerwaffen und Munition während der Uebersahrt von Tauchbooten und Luftbomben bedroht sind, ist schon schlimm. Doch erst der Anfang. Die Deutschen sind zäh und werden kein Mittel scheuen, das ihnen Vortheil verheißt. Sie wissen, daß die Zeit für uns arbeitet, daß wir im Mai mehr Schiffe, mehr Soldaten haben werden als heute: und trachten deshalb, so schnell, wie irgend erreichbar ist, uns ernstlich zu verwunden. Sie sind zu klug, um sich auf das Wagniß einer Landung einzulassen; aber kühn und behend genug, um jedem Handelsschiff, das uns Rohstoffe oder Waaren bringen will, die Flanke aufzureißen. Ißt zwanzigmal, dreißigmal geglückt, dann steigt Fracht und Versicherung auf unerklimmbare Gipfel, das Geschäft stockt und England steht vor Hungersnoth. Denn die aufgestapelten Vorräthe wären bald aufgezehrt; und sind nicht überall vor Explosivgeschossen behütet. Mit Blüheschnelle könnte die Volkstimmung sich wandeln und die Frage entstehen, ob dieses Verhängniß unabwendbar war. Der Bleistift nützt nicht. Die Deutschen haben sich Salpeterersatz erfunden und können noch manches Andere erfinden. Dreadnoughts schützen nicht vor Tauchbooten und Minen. Die ganze Rechnung stimmt nicht. Der Krieg ist Technik und Großindustrie geworden: und wir kämpfen gegen ein Volk, das uns in den letzten Jahrzehnten auf fast jedem Gebiet der Technik und großindustriellen Betriebs geschlagen hat. Auf die Hilfe der Russen, Inder, Portugiesen, Afrikaner würde ich in solchem Kampf meine Hoffnung nicht bauen.“

Es war einmal.

„Nach großen Kriegen ändert sich die Lage der Staaten und mit ihr muß auch der Standpunkt des Politikers wechseln. Neue Pläne tauchen auf, neue Bündnisse werden geschlossen und Jeder sucht die zur Verwirklichung seines ehrgeizigen Strebens nützlichsten Mittel zu erfinden. Ein geschickter Mechaniker wird sich nicht mit der flüchtigen Betrachtung einer Uhr begnügen; er wird sie öffnen und ihr Werk, ihre Federn prüfen. So sucht auch ein geschickter Staatsmann die bleibenden Grundsätze der Höfe zu erkunden, die Triebfedern im Handeln jedes Herrschers, die Quellen des Geschehens zu erforschen. Wer Künftiges beurtheilen, Schädlichen vorbeugen will, muß das Geschehene ergründet haben. Das politische System der Franzosen ist unabänderlich. Beim Abschluß des Utrechter Friedens (1713) war ihr Ziel die Wiederaufnahme des Krieges. Das konnte nicht sofort geschehen; denn ihr Ansehen war geschmälert, ihre Finanzen waren geschwächt und die Ereignisse noch nicht an den Punkt gelangt, wo sie nutzbar scheinen konnten. Die Franzosen wollten den Augenblick erspähen, der ihnen erleichterte, den Kaiser anzugreifen. Nun herrschte aber ein den Plänen Frankreichs hinderliches Vorurtheil: die Menschen flüsteren einander ins Ohr, Frankreich erstrebe die Weltherrschaft. Dieser Verdacht hatte die großartigen Pläne Ludwigs des Vierzehnten vereitelt und die Macht des Königs gemindert. Solches Vorurtheil mußte also ausgerodet, aus dem Gedächtniß getilgt werden. Cardinal Fleury hat nicht nur die Finanzen in Ordnung gebracht und die Ruhe des Reiches gesichert, sondern, durch seine schmiegsame Geschicklichkeit und durch den Schein weiser Mäßigung, sich auch den Ruf eines gerechten und friedlichen Ministers erworben. Der selbstlos Hochherzige gewinnt das Vertrauen der Welt: und diese Rolle hat Fleury so gut gespielt, daß die Menschheit ihn für Den hielt, der er scheinen wollte. In sorgenloser Ruhe schlossen die Nachbarn neben Frankreich ein. Fleury's Staatskunst war der Richelieus und Mazarins vielleicht noch überlegen. Als sein Plan reif war, kam er ans Licht. Nicht aus Ehrgeiz oder Eigennuß, sprach der Cardinal, greift der Allchristlichste König zu den Waffen. „Seine Majestät begnügt sich mit dem Besiz eines blühenden Reiches, mit der Herrschaft über ein treues Volk und denkt nicht daran, die Grenzen seines Landes weiter zu dehnen.“ Die Liebe zum Frieden bestimmt ihn, Lothringen zu nehmen und Deutsch-

land von einer Provinz zu befreien, die, freilich, seit uralter Zeit dem Reich zugehört hat, ihm aber durch ihre unbequeme Lage und Isolirung lästig geworden war. Wenn diese Provinz nicht an Frankreich fällt, wird sie der Zankapfel zwischen den beiden Mächten. Der Kaiser hat gegen den Zehnten Artikel seiner Kapitulation gesündigt, da er das Herzogthum Lothringen, ein Reichslehen, veräußert hat, daß, nach den Grundgesetzen, ohne ausdrückliche Zustimmung des Reichstages und der Reichsstände niemals vom Reichskörper getrennt und veräußert werden durfte. Die Herrscher streben fast immer, wenn ihre Macht es gestattet, nach einer Vergrößerung ihrer Länder. Frankreich ist im Süden durch die Pyrenäen, einen natürlichen Grenzwall, von Spanien getrennt. Die Fortsetzung dieser Grenze ist das Mittelmeer und das Alpengebiet. In Nord und West ist Frankreich vom Meer umspült. Nur im Osten hat es keine anderen Grenzen als seine Mäßigung, seine Gerechtigkeit. Durch die Abtrennung des Elsaß und Lothringens vom Deutschen Reich sind diese Grenzen bis an den Rhein vorgeschoben worden. Daß der Rhein Frankreichs Grenze bleibe, ist zu wünschen. Um es zu erreichen, müßte man ein kleines Herzogthum Lothringen einstecken, ein kleines Kurfürstenthum Trier durch irgendeinen Vertrag erwerben, ein Bisthum Lüttich, weils so bequem liegt, mitnehmen. Die Festungsbarrierepläze Namur, Veurne, Tournal, Ypern, Menin, Flandern und ein paar andere Kleinigkeiten müßten zu Frankreich geschlagen werden. Die Eroberungen müssen sich, so zu sagen, von selbst anbieten. Frankreich darf nichts übereilen, darf die Nachbarn nicht aufscheuchen, sondern muß zunächst innerlich befestigen, was es erobert hat. Ein zu weit-hin schallender Erfolg könnte die Seemächte wecken, die im Arm der Sicherheit, am Busen der Trägheit schlummern. Die Politik des französischen Hofes ist sehr klug, wird aber auch durch die Umstände begünstigt. Alle Herrscher, vor deren Macht Frankreich zittern könnte, sind einander verfeindet: es braucht also nur das Feuer der Zwietracht zu schüren oder sich wenigstens gegen dessen Verlöschten zu schützen. Das Gleichgewicht Europas ist fast verloren. Gegen Gewalt steht nur Schwachheit; der Macht, die Alles an sich reißen will, kann Ohnmacht nicht wehren. Doch der schlimmste Quell des europäischen Elends ist die falsche Auffassung des Fürstenberufes. Die meisten Fürsten glauben, Gott habe ihnen zu

Liebe, um sie in Größe, Glück, Hochmuth zu führen, die Völker geschaffen und die Hauptpflicht der Unterthanen sei, Werkzeuge fürstlicher Leidenschaften zu sein. Daher der unbändige Drang nach kriegerischem Ruhm, das hitzige Streben nach Eroberung, die Steuerlast, die das Volk bedrückt, die Trägheit, düffelhafte Ungerechtigkeit der Herrscher, ihre un menschliche Tyrannei und alle Laster, die des Menschwesens Schande sind. Lösten die Fürsten sich aus dem Wahngespinnst, sähen sie ein, daß ihr Amt, ihre eifersüchtig gewahrte Würde das Werk der Völker ist, dann würden sie auch erkennen, daß nicht Ubertausende sich Einem unterwarfen, um ihn mächtiger und fürchterlicher zu machen, daß sie sich nicht vor einem Mitbürger beugten, um das Opfer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu werden, sondern, daß sie aus ihrer Reihe Den erwählten, den sie für den Gerechtesten, Besten, Tapfersten hielten, sie zu regiren, ihnen ein Vater zu sein, sie gegen Feinde zu schirmen, aber auch für den Menschlichsten, ihr Leid mitzufühlen, und den Weisesten, der sich hüten werde, in ungünstiger Zeit sie in verderbliche Kriege zu schleppen. Dann würden die Fürsten die zwei Klippen meiden, die von je her den Sturz der Reiche und die Umwälzung der Weltordnung bewirkt haben: maßlosen Ehrgeiz und schlaffe Nachlässigkeit im Regentengeschäft. Dann würden diese Erdengötter, statt auf Eroberung auszugehen, nur für das Glück ihrer Völker zu wirken trachten. All ihr Mühen wäre darauf gerichtet, die Pläne ihrer Nachbarn zu erforschen, ihnen zuvorzukommen und sich durch zuverlässige Bündnisse gegen die Umtriebe der unsteten Geister zu sichern, die nur auf Eroberung bedacht sind und wie ein Krebsgeschwür zerstreifen, was sie berühren. Dann ließen die Fürsten sich von Weisheit berathen und könnten so jeden feindlichen Anschlag vereiteln, ehe er sie mit Gefahr bedräut. Wer sein Reich ruinirt, häuft Schande auf sein Haupt; und wer durchaus Das an sich reißen will, was ihm nicht, von Rechtes wegen, gebührt, zeigt nur verbrecherische Raubgier.“

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten, als der dicke, pomphaft thronende, aus un kriegerischem Festlärm gern in leichte Salonmythik schweifende Sohn August Wilhelms just seine Eitelkeit mit dem nährkraftlosen Erfolg im holländischen Wilhelminenhandel gefüttert hatte, wurde die Denkschrift bekannt, in der diese Sätze zu lesen sind und die, unter dem Titel „*Considéra-*

tions sur l'état présent du corps politique de l'Europe\*, schon fünfzig Jahre zuvor entstanden war. Friedrich hatte sie, Preußens Kronprinz, verfaßt, weil die Seemächte ihm die von Fleurys Politik her drohende Gefahr nicht zu erkennen schienen, und wollte sie (ein Brief an Voltaire bezeugt) anonym, in der Maske eines Briten, in England veröffentlichen. Drum schrieb er den Satz: „Ich, der in einem freien Land Geborene, darf so aufrichtig reden, mit so tapferer Rückhaltlosigkeit, daß die in der Knechtschaft Geborenen und in elender Sklaverei Erzogenen meine Redeweise vielleicht wie ein Verbrechen schelten werden; Die so urtheilen, sollten aber bedenken, daß in dem Erdreich, in dem ich erwuchs, die Furcht nie aufkeimen konnte.“ Europens Fürsten wollte der verummte Kronprinz Wahrheit sagen, „die sie aus dem Mund ihrer Höflinge und Schmeichlerniemals vernommen haben.“ Nicht den fremden Fürsten nur: auch dem eigenen Vater; dem müd gewordenen Soldatenkönig, der, unter dem Einfluß des Desserers, Grumblows und Sedendorfs, Dank vom Haus Oesterreich erhoffte und die Möglichkeit verzauderte, als Herr der centralen und in Jugendkraft strohenden Militärmacht dem Preußenstaat den Weg in die Zukunft zu bahnen. Friedrich Wilhelm schlen der Stohrgewalt seiner Waffen allzu zaghaft nun zu mißtrauen. England und Holland vergaßen, daß auf dem europäischen Festland nur Preußen ihnen ein zuverlässiger Bundesgenosse sein konnte. Dem Kaiser paßte Preußens unterwürfige Passivität in seinen Hausmachttram. Und Frankreich durfte sich eines Zustandes freuen, der die Vormacht des Katholizismus stärkte, Briten und Holländern die preußische Hilfe entzog und den kleinen, aber unheimlich gerüsteten Soldatenstaat isolirte. Drum wollte der Kronprinz reden. Nicht als Hohenzollern, dessen größte Sorgensphäre die Namen Jülich und Berg umspannten, sondern als wachsender Brite, der Fleurys Frankreich auf der bequemsten Straße sink der Weltherrschaft (monarchie universelle nennt es noch dantiisch) zustreben sieht. Wie um diese Zeit die Stimmung des in Rheinsberg politisch Vereinsamten war, lehren seine Briefe an Grumblow. „Ich bin, wo es sich um den Ruhm des Königs handelt, höchst empfindlich und leide unter dem Bewußtsein, daß Nothwendiges bei uns versäumt wird. Ich fühle eine geheime Absicht, die sich gegen uns kehrt, und sehe, wie sich an unserem Himmel Gewitterwolken zusammenballen. Noch ist's viel-

leicht Zeit, dem Unwetter auszuweichen. Mehr als alles Andere aber erschreckt mich eine gewisse Lethargie, die ich bei uns wahrnehme. Sieht denn Keiner, daß man unsere Waffen nicht mehr fürchtet, uns offen, ganz frech den Ausdruck der Verachtung zu bieten wagt? Ich scheue mich, auszusprechen, was ich ahne: Unheil, das um so größer sein wird, je weniger man voraussieht. England wird, im Bund mit einer anderen Macht, dafür sorgen, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir loszuschlagen oder kläglich demüthigende Bedingungen hinnehmen wollen. Auch bei den Verhandlungen über die Herzogthümer (Jülich und Berg, die eine Note der vier Mächte einstweilen, bis ein neues Abkommen möglich geworden sei, eben für das Haus Pfalz-Sulzbach reklamirt hatte) gab es nach meiner Ueberzeugung nur zwei Möglichkeiten: stolze Weigerung oder Beugung unter das schimpfliche Joch, das man uns aufzwingen will. Ich bin kein so geriebener Politiker, um mich mit einem Gemeng von Drohung und Unterwerfung abfinden zu können; ich bin jung und werde vielleicht meinem ungestümen Temperament nachgeben, aber nie halbe Sachen machen. Glauben Sie mir, lieber Marschall: jetzt ist die Zeit, laut zu reden; man muß die Köpfe vorzubereiten und zu gewinnen versuchen, die Druckerpresse muß Arbeit bekommen und ich habe größere Lust als je, meine Denkschrift zu veröffentlichen." März 1738. Da sondirt Kardinal Fleury Preußens Gesandte in Paris und im Haag wegen der Herzogthümer. Darüber läßt sich ja reden, parbleu; der König soll nur offen sagen, was er verlangt. Friedrich Wilhelm ist schnell entzückt. Merkt nicht, daß es dem Kardinal nur darauf ankommt, für den im westindischen Wasser wegen des Schmuggels drohenden anglo-spanischen Krieg, in dem Frankreichs Bourbonen, nach dem neuen Familienvertrag, mitfechten müßten, Preußen von England fern zu halten, und läßt sich mit der Hoffnung auf Konzessionen ködern. Frankreich darf jetzt also nicht denunzirt, Frißens franzosenfeindliche Schrift nicht veröffentlicht werden.

Als sie ans Licht gelangt, ist der Autor (der auctor des neuen Preußen) tot, wankt im Kaiserreich das Gebälk, werden in Berlin Bischoffwerders Geister beschworen und Feste gefeiert. Die Revolution naht. Die wundervolle (und fast fruchtlose) Episode Bonaparte. Welch Schauspiel! Aber, ach, ein Schauspiel nur. Ein Traum nur von der Weltherrschaft. Ueber Waterloo und Trafal-

gar führt den Britenlöwen der Pfad auf den Gipfel. Wüste ringsum. Verheerte Fluren, zerstampfte Saaten. Der Anblick labt dennoch das Auge. Wem ward vorbestimmt, in der Wüste zu herrschen? Wem als dem Löwen, der nicht von Europens Flora, Europens Fauna die rasch Säfte ergänzende Nahrung zu hoffen braucht? Rußlands Palaeologenaar mag ostwärts blicken; weht er die Krallen, um sie in ein europäisches Land einzuhaken, so rufen wir den Islam gegen den Eindringling auf, verbündeln Mohammeds überlebenden Fanatismus den Humanitätregungen der im Westen den Ton angegebenden Rationalisten und Dantonisten und thürmen der Goldenen Horde im Südosten einen unübersteiglichen Wall entgegen. Frankreich in Krämpfen, in den Wehen vor der Geburt einer neuen Gesellschaftsform und, im Trachten nach Bereicherung, ohne den providentiellen Mann, der die Enttäuschten, von langem Gloiretaumel Ernüchternen zu neuem Ruhmrausch aufzupeitschen vermöchte. Das Reich deutscher Nation ein Spott der Staatskanzleien. Und Habsburgs Stamm von slawischer und magharischer Sorge angenagt. Preußen? Faul vor der Reise, hat Mirabeau gesagt. Nach jeder großen Anstrengung Jahre lang ohne die Kraft zu muthigem Entschluß. Nach den frißischen Kriegen der prunkvolle, dem Untergang zujubilirende Jammer des zweiten Friedrich Wilhelm. Keine Stimme spricht; trotzdem oben Hundert spüren, wie das Fundament allmählich zermorstet. Keine; in der Politik und im Heer dürfen die Haugwitz und Hohenlohe ungestört schalten und die Gunst der Stunde verändeln. Bis zum Tag von Jena kaum eine Stimme; trotzdem die Scharnhorst, Gneisenau, Blücher leben. Jähes Erwachen; zu spät. Nach einem harten Jahrsiebt die Erhebung, der Sieg. Ein nicht ausgenühter; vielleicht nicht mehr ausnützbare. Die Enttäuschungen des Wiener Kongresses und des Pariser Friedens. Dann, in dem Staat, der das nie gesehene Schauspiel des Volkes in Waffen (nicht eines vom Caesar Augustus Bonaparte befohlenen Kriegszuges) der Welt geboten hatte, wieder eine lange Dürre. Ist der Boden erschöpft, in einem blutigen Säkulum ihm zu viel abgefordert worden? Kein Halmchen wächst; irrlichtelirender Romantikerpolitik reißt nicht eine genießbare, nahrhafte Frucht. Preußen vereinsamt. Auf den geschäftigen, ruhelosen, eillen, redseligen König blickt, als auf einen unberechen-

sarenfaktor, das Ausland mit Argwohn, auch der nicht geradezu feindliche Theil des Deutschen Bundes mit der Geringschätzung des oft grundlos Gereizten. Oesterreich und Rußland sind mißtrauisch. England läßt sich von dem in London durch Bunsen und Stocmar vertretenen armen Vetter gnädig den Hof machen; gewährt, trotz allem Mühen des Werbers, seiner Blöße aber kein Mäntelchen. Doch Berlin dankt schon für huldvolles Lächeln.

Herbst 1841. Das Versöhnungsfest des Meerengenvertrages ist gefeiert, die Kriegsgefahr beseitigt und Britannien hat, wenn der wiederhergestellte Bund der Westmächte auch nicht mehrganz so fest scheint wie vor der Lösung, für nahe Zeit nichts Ernstes zu fürchten. Am neunten November wird dem Schoß Victoriens ein Knäblein entbunden. Die Königin ist bald wieder auf den Beinen und schreibt, vor der ersten Spazirfahrt, an den König der Belgier: „Unser Junge ist ein prachtvoll großes und starkes Kind mit großen dunkelblauen Augen, einer etwas umfangreichen, aber hübsch geformten Nase und einem kleinen, allerliebsten Mund. Ich hoffe und bete, daß er dem lieben Vapa ähnlich werde. Er soll Albert genannt werden; sein zweiter Name soll Edward sein.“ Etwas später aus der selben Tonart an den selben Adressaten: „Ich bin neugierig, wem unser Junge ähnlich werden wird. Sie begreifen, wie glühend meine (und, glaube ich, Aller) Gebete für ihn erfliehen, er möge in jedem, jedem Zug, an Körper und an Geist, seinem theuren Vater, diesem Engel, gleichen. Doch selbst Sie, liebster Onkel, können nicht ahnen, wie glücklich, wie gesegnet ich mich als Gattin fühle und wie stolz ich auf den Besitz eines so vollkommenen Mannes bin. Welche Seligkeit, wenn unser Kind ihm einst glichel“ Am sechsten Dezember legt Sir James Graham der Königin das Patent vor, das den Titel des Knaben bestimmt. Bisher war er Herzog von Cornwall genannt worden. Nun heißt es: „Wir thun kund und zu wissen, daß Wir Unseren geliebten Sohn, den Prinzen des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland, Herzog von Sachsen und von Cornwall, zum Fürsten von Wales und zum Earl of Chester ernannt haben. Nach ehrwürdigem Brauch fürsten und befehlen Wir nun diesen vielgeliebten Sohn, indem Wir seine Hüfte mit einem Schwert gürteten, die Krone der Edlen auf sein junges Haupt setzen, seinen Finger mit einem Goldreif zieren und seine Hand einen güldenen

Stab umfassen lassen, zum Zeichen, daß er in diesem Theil Unseres Reiches die Herrschaft und die Vertheidigungspflicht übernommen hat.“ Bald danach schreibt die Mutter: „Jedem fällt auf, wie ähnlich Albert junior seinem lieben Papa ist. Den Vergleich mit meinem theuren Engel kann Keiner aushalten.“ Inzwischen ist, auf Stockmars Rath, Friedrich Wilhelm als Gevatter des kleinen Albert Edward nach London geladen worden. Nikolai Pawlowitsch räth von der Reise ab; er fürchtet, der unstete Schwager könne sich an der Themse aus der „Solidarität der konservativen Interessen“ in eine liberale Utopia locken lassen und unterwegs in die Hände eines Prinzen von Frankreich oder gar des Blusenkönigs Leopold fallen. Metternich sieht andere Gefahr: die Stärkung protestantischer Parteiwuth, die seine Nerven überall wittern, durch allzu sichtbare Intimität der akatholischen Großmächte. Bei der Warnung verhallt. Der König schwelgt schon in dem Gedanken an diese Reise. In Adventstimmung hat ihn Lord Ashley, Bunsens frommer Freund, den herrlichsten, edelsten Monarchen der Erde genannt. Der Breslauer Israelit, der nun Alexander heißt, schützt mit Kreuz und Krummstab das Heilige Grab und Preußens König erblickt in dem Bisthum von Zion, das er für seines Geistes Werk hält, die Zelle, aus der die Union aller Evangelischen in greifbare Wirklichkeit hineinwachsen wird. Seitdem sind in England obendrein Peel und Aberdeen ans Ruder gekommen; konservative Männer von ernsterer Frommheit, als Palmerstons Feuerkopf je geherbergt hatte. Diese Reise verspricht hohen Genuß. Am fünfundzwanzigsten Januar 1842 ist in Windsor Castle die Taufe. Wellington, der Feldmarschall, schirmt mit dem Reichsschwert das Haupt des Täuflings, auf dessen Stirn der Gevatter aus Preußen beinahe andächtig die Lippen drückt. Victoria zeigt sich von ihrer liebenswürdigsten Seite. Sie heftet mit eigener Hand den Silberstern des Hofenbandordens an die Brust des Gastes, schlingt das dunkelblaue Band um seine linke Schulter und trägt als Taufmutter am Armreif sein Bild. Den Politikern imponirt der Spreeromantiker nicht. Zu wenig Wucht und zu viel koketter Geist. Die Radikalen schelten ihn laut einen Tölpel, Heuchler, Spion und im Oberhaus spricht Lord Brougham offen die Hoffnung aus, der Preuße werde im freisten Land der Erde endlich lernen, daß es Zeit sei, das Versprechen des Vaters

einzulösen und seinem Volk die Wohlthat einer Verfassung zu gewähren. Stockmar selbst steht befremdet vor der überschwingenden Phantasie des hohen Herrn, der ihm eines Tages mit ernster Miene erzählt, Belgien (dessen Neutralität doch auf Preußens Antrag von den Großmächten anerkannt worden ist) müsse schnell in den Deutschen Bund eintreten. Ein Einfall von vielen, die dem Hirn eines schwärmenden Knaben zu entstammen scheinen. Der Königin und ihrem Onkel Leopold gefällt der Gast. Victoria schreibt: „Er ist ein sehr liebenswürdiger Mann, von freundlichem Wesen und bestem Willen, sehr beliebt (so scheint mir) und sehr amüsant. Er wünscht ein deutsch-belgisches Bündniß, das auch wirklich, wie ich glaube, den Belgiern Vortheil verheißt. Er hat Windsor höchst ungern verlassen. Gestern spielte er bei den Sutherlands; heute ist er Wellingtons, morgen Cambridges Tischgast und für Donnerstag haben wir ihn, der im Buckingham-Palast bei uns wohnt, noch einmal zum Diner geladen. Ein angenehmer, freilich auch anstrengender Besuch. Der König ist offen, natürlich, freigiebig und möchte, wo er nur kann, Gutes thun.“ Auch Leopold, den er im Schloß Laeken besucht, findet ihn „reizend, geistreich und gutmüthig“ und hofft, nach dieser Reise, die ihn Wesen und Werth westeuropäischer Kultur klarer erkennen lehre, werde er sich bald völlig den „Klauen Rußlands“ entwinden. Lord Aberdeen lobt Friedrich Wilhelms Charakter, meint aber, sein Kopf sei allzu dicht von Wolken umschleiert. Ertrag bringt diese Reise nicht. Der berliner Rationalismus bespöttelte den Herrn, der bei der Taufe mit inbrünstigem Ausdruck die Responsorien gesprochen, in der Paulskathedrale viel zu oft das Knie gebeugt, den Sitten der Hochtories und Anglikaner sich überhaupt zu eifrig angepaßt habe. Was thats ihm? Er hatte unvergeßliche Tage verlebt und wähnte, wie immer, wenn seine Eitelkeit an üppiger Tafel gesättigt war, Politik getrieben und münzbaren Gewinn heimgetragen zu haben. Geschwind noch ein Bißchen nachhelfen. Cornelius muß einen Glaubensschild zeichnen, auf dem, neben Jesu Einzug in Jerusalem, auch die Meerfahrt des königlichen Gevatters zu schauen ist. Friedrich Wilhelm in Muschelmantel und Pilgerhut auf einem Schiff, das ein Engel lenkt, der angeleitetete Höllengeist mit schnaubendem Dampfathem vorwärts treibt. Im Gefolge Rahmer, Stolberg und Humboldt (mit dem Oelzweig in der Rechten); am Briten-

strand zum Willkommensgruß Sankt Georg, der Prinz-Gemahl, Wellington. Wie kommt Humboldt neben den geflügelten Himmelsboten, wie der Koburger in die Gemeinschaft der Heiligen? Hüben und drüben fragte man so, als der silberne Schild über den Kanal geschickt war. Ein seltsames Pathengeschent, das dem Prinzlein wohl kaum Freude gemacht hat. Dessen Geschmack traf Louis Philippe besser. Als die auf Tahiti und durch das französische Bombardement von Tanager, auch durch Joinvilles Brochure über Frankreichs Seestreitkraft entstandenen Schwierigkeiten beseitigt waren, konnte Louis Philippe nach London reisen. Der erste Franzosentönig, der als Freund nach England kam. Und ein Schlaupf. Victoriens Herz hat er in der Stunde erobert, wo er ihren Albert mon frère nennt und wie den König der Briten, nicht wie den machtlosen Mann der Queen, behandelst... „Der Prinz-Gemahl, dieser bedeutende Mann, ist mein Bruder.“ Mon frère: da schrumpft die Erinnerung an den tahitischen Uebergriff der Franzosen. Louis Philippe verspricht, in jedem Herbst fortan nach Windsor zu kommen, inszenirt in Portsmouth eine Flottenverbrüderung und schenkt dem kleinen Albert Edward ein Schießgewehr. Das hält zwar nicht lange; doch im November 1844 sorgt der gute Onkel Bürgerkönig in Saint-Cloud für Ersatz aus festerem Holz. Der Glaubensschild lehnt im Winkel. Täglich aber fragt der Kleine: Where is my gun? Das Gewehr macht den Helden.

Nach Friedrich Wilhelm und vor Louis Philippe war ein anderer gekrönter Gast nach Windsor Castle gekommen; ein noch wichtigerer, noch mächtigerer: Nikolai Pawlowitsch in höchsteigener Person. Nicht, wie 1698 der junge Zar Peter, als ein Lernender, der fremdem Muster froh nachstreben, mit abgequatter Drillmeisterkunst sein Land debarbarisiren will. Als ein jedem Fürsten der Erde Ebenbürtiger, der viel zu gewähren, viel zu versagen hat und, nach manchem Persönlicherfolg, überzeugt ist, seines Mundes Hauch müsse das Band, das die entente cordiale der Westmächte nur locker noch hält, ganz und für immer lösen. In Münchengraeg hatte (wie ein Halbjahrhundert später in Würzsteg) ein austro-russischer Vertrag für den Fall der Osmanenliquidation vorgesorgt. Ein nützlichcs Abkommen, das aber nicht gegen alle schlimmen Möglichkeiten affekurirt; weder in Metternichs noch in Mehrenthals Tagen. Habsburg, das doch die Vorwehen der ungarischen Revolution schon spürt und leise um Rußlands Hilfe

wirbt, ist dennoch in seinem Hochmuth so drelst, daß es von Nikola's Tochter Olga vor der Verlobung mit dem Erzherzog Stephan den Uebertritt zum Katholizismus fordert. Non possumus, spricht der Paps des Ostens; und hört, da sein Orlow den Heirathplan zu früh ausgeplaudert hat, höhnlische Nachrede. Wer bleibt ihm? Mit dem Julikönigthum, mit den Erben der Jakobiner kann Nikolaus, „der Vertreter der monarchischen Idee in Europa“, niemals ernsthaft paktiren; trotzdem (oder weil?) das Ministerium Guizot sich als Staaterhalter verummmt und lüstern um die Gunst der wiener Hofburg buhlt. Schwager Friedrich Wilhelm ist ein guter Mann; aber unstet und unzuverlässig. Wer England hat, hat Europa. Und England kann einen neuen Freund brauchen. In der entente cordiale ist von echter Herzlichkeit nichts mehr zu merken. Will Frankreich nicht in Toulon neue Kriegsschiffe bauen? Um Britaniens mediterrane Vorherrschaft zu brechen? Den Groll, den schon das Austausch so frevlen Planes in London erregt, muß der Moskowiter nützen. Prinz Joinville, der Bonapartes Erdenrest von Sankt-Helena heimgeholt, bei Tanager den starken Mann gespielt und in seiner wüsten Flugschrift Frankreich zu rascherer Marinerüstung gemahnt hat, ist der Sohn Louis Phi- lippes. Dem fängt man jetzt an der Kanalküste wohl leicht den Wind aus den Segeln. Im Juni ist Nikolai Pawlowitsch in Windsor. Die Königin rühmt die Schönheit seines Profils, die gefällige Würde seines Wesens, die ungemaine Höflichkeit seiner Umgangsformen; ist aber vom Ausdruck seines Auges erschreckt. „Dieser Ausdruck ist Allem, was ich je sah, unähnlich. Der Kaiser lächelt selten und gleicht auch dann nicht einem Glücklichen. Wie ein Traum dünkt es mich, daß wir mit diesem mächtigsten aller Herrscher behaglich frühstücken und spaziren. Meinen Engel lobt er sehr und sagt, er wünsche jedem deutschen Fürsten Alberts Tüchtigkeit und Verstand. Er ist ein Mensch von tiefer Empfindung und strengen Grundsätzen, aber weder geistreich noch kultivirt. Er hat nur für Politik und Heerwesen Interesse und scheint, da er sich für den Hort der Gerechtigkeit hält, gar nicht zu ahnen, welches Elend seine korrupte Beamtenchaft verschuldet. Im Frack fühlt er sich unheimlich („als habe man mir die Haut abgezogen“) und trug an den letzten Abenden deshalb seine Gardeuniform, in der er, trotz der Gläze, noch immer prächtig aussieht.“ Der Belgier weiß sofort, was Nikolaus in London sucht. „Allein kann er dem Drängen der

Westmächte in der Orientfrage nicht widerstehen. Drum will er sie trennen. Gelingt's, so ist er im Südosten der Herr. England aber hat gegen Rußland wichtigere Interessen zu vertreten als gegen Frankreich.\* Daß vergaßen auch Peel und Aberdeen, Albert und Wellington nicht. Nikolaus mochte noch so oft behaupten, daß er nicht nach Konstantin's Stadt trachte und nur ein neues Byzantinerreich der Hellenen nicht dulden dürfe: die Briten fühlten, daß er in dem Augenblick, wo sie ihm Frankreich geopfert hätten, als Gebieter im Balkan unüberwindlich sein würde. Er kam, er ging; und die entente cordiale blieb, was sie vorher gewesen war. Victoria schrieb an den Onkel: „Dieser Besuch war ein großes Ereigniß. Wenn er die Franzosen ärgert, mag ihr König herkommen; er ist herzlichen Empfanges sicher. Die Grüße, die den Zaren empfangen, waren höflich, verriethen auch eine gewisse Wärme, kamen aber nicht vom Herzen.“ Vierzehn Wochen danach holte sich Louis Philippe aus dem Buckingham-Palast das ersehnte Hofenband mit dem silbern strahlenden Stern. Von ihm erhielt Vich's Erstgeborener eine Flinte. Von Friedrich Wilhelm hatte er den Glaubensschild, vom Zaren das Großkreuz des Andreasordens erhalten.

Vierundsechzig Jahre später. Der Kleine ist groß geworden; bewahrt aber an der Greisenschwelle noch die Jugendeindrücke in treuem Gedächtniß. Seine Mutter sah er am Werk: wie sie von den Königen aus Morgen- und Abendland sich, ihren Mitbürger zu stolzer Freude, in bescheidener Frauenwürde huldigen ließ und überall, eine unermüdete Stickerin, ihre Fädchen anknüpfte. Sah Louis Napoleon, dessen große Kunst (nach Bismarck's Wort aus einem petersburger Brief an Schleinitz) war, „sich so in Dampf aller Art einzuhüllen, daß man überall und nirgends sein Herausstreten aus der Wolke erwarten kann; vielleicht bleibt er ganz darin und dampft mit Grazie in infinitum fort.“ Nach diesem Mann schlauen Scheins, dem Wurzellosen, der, ein nie ganz französischer Holländer, mit den wohlgepflegten weichen Händchen nach der Korfenrolle langte und den der Imperatoremantel immer umschlotterte wie Höheng's Knappen der Kürasch des baumlangen Reiters, nach dem leuchtenden Talent sah er das schlichte Genie an der Arbeit: den Märker, der nie mehr wollte, als er vermochte, auch, den Volksgenossen zum Heil, nie weniger, als in jeder Stunde eigene Kraft ihm erringen konnte. Von Allen hat Eduard gelernt. Von der Mutter die Geduld und den Ent-

schluß, auf schnell den Erfolg lohnenden Applaus zu verzichten. Von Hortensens Sohn die Erkenntniß, daß auch die Phantasie, nicht der nüchterne Verstand nur, der Völker Beschäftigung heischt. Von Bismarck die kühlende Gewißheit, daß brauchbare Bundesgenossenschaft nicht durch Worte noch durch Charmeurgeschicklichkeit erworben wird, sondern nur durch den unwiderleglichen Beweis gemeinsamen Interesses. Auch in kleinerer Lehrer Schule ist er fleißig gegangen, vom Türkenhirsch und vom Diamantenkönig Cecil Rhodes, von Rothschild und Cassel in ihr Werkstattgeheimniß eingeweiht worden und hat so, nicht als ein zum Dalai Lama Erzogener, sondern als der zehende, lüdernde, spielende, spekulirende, in der Geldklemme schmachkende, von Alltagsorgen umdräute Freund kluger Kaufleute, erfahren, was das Leben ist; wie es schmeckt und riecht, schreckt und rüttelt, den Verzärteltesten überrennt und den zum Kampf Tauglichsten kränzt. Diese Erfahrung hob ihn rasch über die Duzendfürsten. Als der erste moderne Geschäftsmann großen Stils (größerer also als Louis Philippe und die belgischen Koburger) sitzt Eduard auf dem Thron. Früh hat er erkannt, daß Britanien sich entschließen müsse, vom Trug zu reellem Geschäft überzugehen und nicht länger zu fordern, daß die Kontinentalmächte ohne Entgelt für His most gracious Majesty arbeiten. Seit Eduard die Britengesellschaft vertritt, zahlt sie prompt, zahlt fast immer bar; und Niemand darf ihr mit Fug heute noch nachsagen, sie habe ihn um seinen Lohn gepreßt. Nicht der Bur noch der Japaner; weder Frankreich noch Rußland; Spanien, Portugal, Griechenland selbst sind auf ihre Kosten gekommen. So scheidt sich im Verkehr mit großen Handelshäusern. Deren Vertreter braucht auch nicht Lärm zu schlagen, seine Waare auf allen Märkten anzupreisen und mit Hausirergerberde die Kunden herbeizuwinken; darfs nicht einmal: sonst schwände der Ruf seiner Firma. King Edward reist wie ein reicher Gentleman; spazirt, ohne großen Troß, in Paris, Biarritz, Marienbad, Homburg in Jacketanzug und weichem Hut umher, beschränkt sich bei Empfang und Abschied auf das Unvermeidliche, sieht die Menschen, denen er begegnet, scharf an, hält ihnen nie feierlich bröhnende Reden, pflegt den Leib und bringt den Herren Edward Grey und Charles Hardinge gute Geschäftsabschlüsse heim. Jahr vor Jahr. Alles drängt in seinen Concern. Und die Reiche, deren Herrscher an seiner Wiege standen, hat er sich fest verbündet. Zu Heldenwerk?

Das besann er niemals. Wollte mit dem Gewehr nur auf Jagd gehen. Noch 1908, als er zu dem Urenkel des stämmigen Nikolai ins Baltikum fuhr, dachte er nicht an Krieg. Er hätte sich selbst einen Stümper gescholten, wenn er nicht ohne dieses letzte Mittel ans Ziel seines Willens gelangt wäre. Seine Hand konnte schelmisch oder würdig drohen, aber nicht schlagen. Nationalhaß? „Dummes Zeug? Mein Vater war ein Deutscher und mein Neffe kann noch in Kürasch und Adlerhelm seine englische Mutter nicht verleugnen. Auf dieser schönen Erde ist Alles Personenfrage.“ Er kannte den Kontinent, kannte Englands Stärke und Schwachheit und hätte ihm die gefährlichste Probe nicht zugemuthet. Mit jedem Volk läßt sich leben; und jeder Unbequeme kommt, wenn er richtig behandelt wird, in Raison. Krieg für Frankreich? Kinderei. Für Rußland? Frevel. Der Künstler schäkert links, schmolzt oder schmeichelt rechts und hütet sich vor enger Klemme, aus der nur Feuerschlünde Erlösung verheißen. Pitts zornige, blutige Politik ist veraltet. Wir müssen uns die Möglichkeit wahren, mit allen Zahlungsfähigen Geschäfte zu machen; heute mit Nika, morgen mit Willy. Der Zauberer nimmt sein Geheimniß mit ins Grab.

### Diadochen.

„Das Große Hauptquartier des Russenheeres ist im Eisenbahnzug des Großfürsten. Der scheint, zwischen Pfahlwänden und Wachtposten, von der Welt abgeschnitten wie ein Schiff in einer verborgenen Meeresbucht. Scheint aber nur. Ein ganzes Netz unsichtbarer Fäden verbindet ihn den Generalstäben der einzelnen Armeen und der Hauptstadt. Was zwischen der Ostsee und den Karpathen geschieht, wird sofort in den großen blauen Wagonen bekannt, deren Tapeten Landkarten sind. Telegraph und Telephon melden den winzigsten Vorgang. Will der Generalissimus eine Stellung besichtigen oder mit einem Befehlshaber sprechen: immer ist eine Lokomotive unter Dampf. Das Hauptquartier rollt plötzlich fort; und lehrt, nach zwei oder drei Tagen, mit seinen Archiven, seinem Generalstab, mit Restaurant und Elektrizitätsmaschine, geräuschlos zurück. Wo ist der stets, auch in den dunkelsten Stunden, von heiterem Lärm durchschwirrt Speisewagen aus der Zeit des mandchurischen Krieges? Da wurden manchmal auch weibliche Stimmen hörbar. Zehn Jahre sind seit den Tagen dieses großen Kolonialkrieges verstrichen; zehn Jahre ernster Arbeit. Die

paar Köpfe, die ich wiedererkenne, sind grau oder weiß geworden. Wo sind die mit Gold oder Silber umwickelten Flaschen, deren Korken man, während die Japanerkanonen donnerten, in munterer Laune springen ließ? Trinkgelage und wolkenlose Lustigkeit: Alles dahin. Unter dem Großfürsten herrscht eiserne Zucht. Champagner und Liqueur darf im Heeresbereich nicht verkauft werden; auch die Generalstabsoffiziere erhalten höchstens ein Bißchen Rothwein. Weh Jedem, der, hier oder irgendwo an der Front, wider dieses Gebot sündigt! Die Eisensauft des Großfürsten trifft, wenn es sein muß, auch die Größten, Berühmtesten. An einem Nachbartisch erkenne ich einen Offizier, der, wie alle anderen, einfach, in Khaki, gekleidet ist: den Großfürsten Rhyll, der, als der ‚Petropawlowst‘ vor Port Arthur auf eine japanische Mine gestoßen war, gerettet wurde. Auch das stolze Antlitz des Großfürsten Nikolai ist in dem Rahmen dieses ernstesten Raumes manchmal zu sehen. Viele Franzosen kennen ihn von seinen Manöverbesuchen her; sein Profil erinnert an das unseres guten Königs Heinrich, doch an einen vierten Heinrich von Riesenwuchs, mit schwächlichem Oberkörper aufslangen, nervösen Beinen. Scheu naht man dem Feldherrn, auf dem alle Verantwortlichkeit ruht; und die Haltung des Mannes, der das Heer unserer Bundesgenossen zum Sieg führen will, ermuthigt nicht zu Vertraulichkeit. Neben ihm erblicke ich Januschlewitsch, den Chef des Großen Generalstabes, mit dem sanften, fast noch junglinghaften Kopf eines stillen Denkers und den Quartiermeister Danilow, den Ur- und Nurrussen, dem man den Beinamen ‚der schwarze Danilow‘ gegeben und oft die Rolle einer Grauen Eminenz zugeschrieben hat. Die einzigen Fremden, die in dem rollenden Hauptquartier wohnen dürfen, sind die Militärbevollmächtigten der Verbündeten. Hier ist, in Khaki mit der Russenmütze, unser General Marquis de la Guiche, zugleich gelehrter Soldat und liebenswürdiger Weltmann; da, mit der Rosafenmütze, der Engländer; und dort drückt der Japaner lächelnd die Hand eines Berichterstatters aus Tokio. Alles aber wird von der Persönlichkeit des Großfürsten Nikolai beherrscht, die mit ihrer Mischung von Willensgewalt und huldvoller Hoheit bezaubert. Noch steht er vor mir, wie ich ihn während unserer Manöver in der Picardie sah: auf kaubigem Weg, in seinem Auto hoch aufgerichtet, als kundigen, aufmerksamen Beobachter unserer Truppen. Alle diese Besuche, Begeg-

nungen, Feste waren also doch nicht nur leeres Schaugepräng! Der Manöverbesuch des Großfürsten war der Prolog zu dem Drama, das sich heute vor uns abspielt. Nun ist Verfalltag. Er mußte kommen.“ (Herr Naudeau in *Le Journal*.) Vom anderen Flügel des Triptychons. „Wir Briten dürfen auf die Leistung unseres Landes stolz sein. Dennoch wird sie von einem Theil der Russen, einem kleinen und einflußlosen freilich, nicht nach ihrem wahren Werth geschätzt. Noch in diesen Tagen predigen bekannte Deutschenfreunde den Kreuzzug gegen England und ihr Anhang, ein winziger Haufe, sucht zwischen die Verbündeten Mißtrauen zu säen. Wir sollen eigennützig gehandelt, Rußland in den Krieg gedrängt haben und werden verdächtigt, ihm die Hauptarbeit zuzuschieben und unsere Kräfte zu schonen, damit wir am Tag der Abrechnung stark genug seien, uns den Löwentheil der Beute zu sichern. Wo ist die Britenflotte? Was thut das Britenheer? So ist in Petrograd, Moskau, Odessa gefragt worden. Ich will antworten. Unsere Flotte hat, mit der Hilfe der Verbündeten, die deutsche Flagge von allen Meeren gescheucht. Den ersten Sieg brachte uns der Tag, an dem die deutsche Flotte sich in der Gegend des Nordostseekanals verbarg und fast alle Handelsschiffe Deutschlands in neutralen Häfen Unterschlupf suchten. England beherrscht das Meer und sichert seinen Bundesgenossen die Zufuhr aller nothwendigen Waaren aus allen Erdhellen. Deutschland aber spürt schon einen Mangel, der eines Tages die Entscheidung mitbestimmen kann. Unsere Flotte hat unser Heer und die Nachschübe an Frankreichs Küste gelandet; hat aus Indien und anderen Kolonien Truppen herangebracht. Außer den Erfolgen bei Helgoland und den Falklandinseln ist noch die Zerstörung der „Emden“ und die kühne That des Unterseebootes zu erwähnen, das, trotz den widrigen Strömungen in den Dardanellen und der vierfachen Minensperre, ein türkisches Küstenwachschiff versenkte. Daß wir noch keine entscheidende Seeschlacht erlebten, ist die Schuld der deutschen Flotte, die sich hinter einer undurchdringbaren Sperrkette versteckt hält. Minen und Unterseeboote haben die Formen des Seekrieges völlig verändert. Unsere große Flotte muß still warten und wachen, bis die deutschen Dreadnoughts aus ihrem Versteck herauskommen und versuchen, uns den Dreizack Neptuns zu entreißen. Der einzige Vorwurf, der uns nicht grundlos träfe, müßte sich gegen die Stelle richten, die den Krieg nicht vorausgesehen, nicht in Friedenszeit unser

Heer vergrößert hat. Doch seit dem Tag des Kriegsbeginns haben wir nichts versäumt, sondern alle Kraft aufgeboten, um unserer Sache und der unserer Genossen zu dienen. Der Krieg kostet uns täglich anderthalb Millionen Pfund. Auf dem Kriegsschauplatz und den Uebungsplätzen haben wir ungefähr zwei Millionen Soldaten. Trotz der ungeheuren Anleihe last, den dreihundertfünfzig Millionen Pfund, die wir für den eigenen Kriegsbedarf auf uns genommen haben, thun wir alles irgend Mögliche, um unseren Freunden auf jedem Gebiet auszuweichen. Seit die Deutschen, bei Mons, an der Marne, am Aisne und am Yser, mit unseren Soldaten zu thun gehabt haben und, trotz großer Zahlüberlegenheit, trotz dem kaiserlichen Befehl, die englische Linie zu durchbrechen, geschlagen worden sind, wendet ihr Haß sich gegen uns noch heftiger als gegen alle anderen Feinde. Warum? Weil sie wissen, daß Britannien ihnen den Weg in die erträumte Weltherrschaft sperrt. Könnten sie uns höhere Ehre bescheren? Ist ihr Haß nicht der deutlichste Beweis für den Werth der Dienste, die Großbritannien der Bundesgenossenschaft leistet? Die Heere Frankreichs, Belgiens, Englands haben zwei Millionen deutscher Eindringlinge zurückgeworfen, sind dann zum Angriff geschritten und durch die Gemeinschaft der Gefahr und des Heldenmuthes unlöslich einander verbunden. Im Osten muß Rußland den Stoß der deutschen und österreichischen Armeen aushalten und dabei noch die Sultanstruppen wegzagen. Diese Riesenaufgabe bewältigt es in würdiger Weise. Das russische Heer hat eine Front zu schirmen, die sich von der Dnister bis ans Schwarze Meer dehnt; muß aus kaumermesslicher Ferne Mannschaft, Munition, Proviant, auf schlechten Wegen, heranschaffen und kämpft in Polen auf einem Gelände, das rechts und links an das Gebiet der beweglichen, über ein großes Eisenbahnetz verfügbaren Feinde grenzt. Die Leistung des von solcher Schwierigkeit gehemmten Heeres verdient das höchste Lob; es ermüdet, schreckt, zermürbt den Feind und wird schließlich das Hinderniß überwinden, das sich dem Einbruch in Schlesien entgegenstemmt. Mit ruhiger Zuversicht schaue ich in die Zukunft. Wie in diesen düsteren Wintertagen der Gedanke an den Frühling, den Sommer, so tröstet uns jetzt die Gewißheit, daß die Waffen der Verbündeten, ehe der Sommer dem Herbst weicht, vom Sieg bekränzt und die Grundlagen eines haltbaren Friedens gesichert sein werden.“ (Sir George Buchanan, Englands Botschafter am Zarenhof.)

„Frankreich weiß, daß die Prüfung noch nicht beendet ist und daß der Krieg lange dauern wird. Wenn ihn die Mitwirkung unserer lateinischen Brüder und unserer Freunde aus dem Fernen Osten abkürzen kann, ist sie uns willkommen. Zeit ist Geld, sagt ein englisches Sprichwort. Doch die Feinde schmeicheln sich mit der Wahnvorstellung, daß unsere Sehnsucht fliebernd die Welt durchirrt und, bald hier, bald dort, von der Vorsehung Hilfe erbittet. Daß glauben sie selbst nicht. Sie wissen genau, wie es steht, möchten aber, in alter Lügengewohnheit, die Anderen täuschen. Frankreich hat, ohne zu wanken, ganz allein den Vorstoß eines Heeres ausgehalten, das sich für unbesieglich hielt. Daraus ergibt sich klar, was wir leisten werden, wenn die Anstrengung unserer Genossen den höchsten Grad erreicht haben wird. Unser Schicksal hängt nicht am Mißgriff eines Staatsmannes oder an der Verschmittheit eines Botschafters; wird nicht durch den Mangel an Entschlußkraft und Gewandtheit bestimmt. Die Neutralen und unsere Freunde dürfen den Feind nicht nach seinen Worten beurtheilen, sondern nach der Furcht, die sein Handeln vor dem Eindringen der Wahrheit zeigt. Sieht es einen stärkeren Beweis für diese Furcht als die Thatsache, daß die deutschen Grenzen allen Zeitungen aus neutralen Ländern gesperrt sind? Die Wahrheit darf nicht hinein; nicht einmal die nackte, fühlbare Wahrheit aus dem Bereich der Neutralen. Weil sie die Lüge aufdecken würde, ist sie eine Gefahr, gegen die Deutschland sich um jeden Preis wehren muß.“ Deutschen braucht nicht gesagt zu werden, daß aus allen neutralen Ländern Zeitungen leicht erlangbar sind. „Beim Festmahl des franko-rumänischen Ausschusses hat der Abgeordnete Diamandy gesagt: „Ich bin hier zwar ohne amtlichen Auftrag, spreche aber aus, was unser ganzes Volk empfindet. Der Tag ist nah, der alle lateinischen Völker im Abwehrkampf gegen die Feinde ihrer Civilisation vereint sehen wird.“ Wir Franzosen sind noch nicht, wie unsere Feinde in der ersten Kriegszeit, mit dem Entwurf einer neuen Karte von Europa beschäftigt; alle Parteien und alle Genossen Frankreichs stimmen aber in der Meinung überein, daß an Friedensschluß erst gedacht werden kann, wenn der preußische Militarismus in Ohnmacht gezwungen ist. Europa hatte sich mit der Nothwendigkeit abgefunden, den Bronzefels des preußischen Königthums als die Spitze eines Kaiserreiches zu dulden. Das aber mußte sich nun in majestätische Unbeweglichkeit bescheiden und durfte nicht

zur Drohung werden. Als der alte Kaiser gestorben, sein Kanzler in Ungnade gefallen war, wurden Entartungssymptome und Verfallszeichen sichtbar. Sogar der ungeheure Aufschwung der Reichswirtschaft hat etwas krankhaft Abnormes. In Wahnsinn rast die Spekulation, Tollkühnheit baut Riesenunternehmungen auf Kredit, mit Traumesgeschwindigkeit wandelt Deutschland sich in ein Industriereich: und aus all diesem eisernden Streit und mörderischen Wettbewerb entsteht plötzlich eine Größe, die Andere beängstigt und in sich selbst nicht gefestigt ist. Das Schicksal wird herausgefordert, ein Gigantenkampf gewagt, die Welt vor die Frage gestellt, ob sie abdanken oder ihre Freiheit vertheidigen wolle. In einer seiner Effektsucherreden spricht Wilhelm der Zweite das Wort ‚Weltpolitik‘ aus. Eine alte, Staaten und Einzelnen nützliche Lehre wohnt in der deutschen Redensart: ‚Leben und leben lassen.‘ Dieses Goldene Wort ist vergessen. Die neue Losung peitscht die Einbildnerkräfte auf und ruft jeden Ehrgeiz auf die Weide. Der Geschäftsmann will die ganze Erde ausbeuten, der Intellektuelle alle andern Geister beherrschen. Ein Gedanke, ein Ziel: die Ueberfluthung des Planeten. Nie hatte die Erde sich gegen so ungeheuerlichen Massenwahnwitz zu waffnen. Jeder Deutsche ist daran mitschuldig; nicht einer kann sich von der Verantwortlichkeit für diese Herrschaft angriffslustiger Raubfucht entbürden. Das Unheilswort Weltpolitik, das der Welt den Krieg erklärte, wurde von der Nation mit Jubel begrüßt. Der Krieg ist gekommen. Er mußte kommen. Er, der für Freiheit und Civilisation gegen Das, was die Deutschen heute ‚Kultur‘ nennen, geführt wird, ist der wahre Heilige Krieg. Wir wissen, wofür wir kämpfen, haben uns über den Umfang und die Schwierigkeit der Aufgabe nie getäuscht und deutlich das Ziel bezeichnet, das wir erreichen müssen. Erst wenn wir, nach dem einstimmigen Urtheil der Verbündeten, so weit sind, kann die Stimme der Neutralen, die den Frieden ersehnen, Gehör finden. Wollen die Italiener und Rumänen in diesem Krieg mitkämpfen, dann dürfen sie sich nicht mit der Besetzung der von ihnen begehrten Landstücke begnügen, sondern müssen zur endgültigen Niederwerfung der Kaiserreiche mitwirken; denn nach seinem Sieg wäre Deutschland verpflichtet, dem überrannten Bundesgenossen aufzuhelfen, und die italische Besetzung des Trentino, die rumänische Siebenbürgens könnten dann Eintagsereignisse werden. Da Oesterreich-Ungarn allein mit Serbien nicht fertig wird, will Deutschland ihm

zu kräftiger Offensive zwei Armeekorps leihen. Für diesen Plan, den Graf Berchtold nicht billigte, ist, in Uebereinstimmung mit dem Grafen Tisza, Baron Burian, der neue Herr des wiener Auswärtigen Amtes. Italien und Rumänien sollen eingeschüchtert, die Bulgaren zur Rückkehr in den Interessentkreis Oesterreichs und Deutschlands getrieben werden. In Budapest glaubt man, Serbiens Niederlage werde alle Balkanstaaten erschrecken und die von Oesterreich-Ungarn mehr als je gefürchtete Einigung Rumäniens, Griechenlands, Serbiens und Bulgariens hindern. Vierhunderttausend Oesterreicher und Deutsche sollen in Serbien einbrechen. Daß sie in dieser Jahreszeit Erfolg haben werden, ist unwahrscheinlich. Die Schneedecke, unter der das Land jetzt liegt, ist an manchen Stellen einen Meter dick. Die Serben können ihre neue Offensive aufschieben, bis die Russen, dann wohl in Gemeinschaft mit den Rumänen, tiefer in Ungarn eingedrungen sind. Alle Verbündeten werden bis an die äußerste Grenze ihrer Kraft gehen. Der brüderliche Beistand, den sie, um den Endtriumph zu sichern, einander leisten, wird nicht nur auf dem Schlachtfeld sichtbar, das sich von der Nordsee bis an den Persergolf streckt. Sie haben gelobt, den Streit nur in Gemeinschaft zu schließen, und ihre innige Eintracht wird die Sicherung eines Friedens verbürgen, der dauern und der ganzen Menschheit Segen spenden wird.“

Die alte Leier. Das alte Gezeter gegen die deutschen Schloßplünderer, Mordbrenner, Frauenschänder, Kinderschlächter. Ein schriller Wehmruf wider unsere Lügenbrut; und die Verkündung des Pariserreiches hehrster Wahrhaftigkeit. Wollt Ihr sie schmecken?

„Zwischen dem Kaiser und seinem ältesten Sohn ist über Fragen der Strategie zu einem heftigen Streit gekommen. Viele Befehle, die der Kronprinz den Generalen seiner Armee gegeben hatte, wurden vom Kaiser widerrufen. Der Kronprinz gerieth in Zorn, forderte von seinem Vater die Begründung des Widerrufs und ließ, da sie ihm geweigert worden war, nach einem stürmischen Gespräch wüthend aus dem Hauptquartier. Er wird, wie man in Berlin vermuthet, bald in die Hauptstadt heimgeschickt werden. Auch seinem Bruder August Wilhelm war ja, weil er die Art der kaiserlichen Kriegführung zu tadeln wagte, befohlen worden, nach Berlin zurückzukehren und der Kaiserin bei der Verwundetenpflege zu helfen. Kaiser und Kronprinz sind Aktionäre des Hauses Krupp.“

(Le Temps.) In dem selben Blatt, daß diese zermalmende Kunde

bringt, steht auch, ich habe einen grimmigen Artikel gegen Oesterreich veröffentlicht, das uns ins Unglück gerissen habe und zu dessen Rettung wir nicht einen Mann mehr opfern dürfen. Die Angabe ist genau so richtig wie die Altienmär und die Hiobspost vom grausen Familienstreit. Eine Fälschung mehr: zwölf geben ein Duzend. Sätze, die nie geschrieben, nie gedruckt wurden, gittert man in Anführungsstriche. Und strafft dann die Stimmbänder zu neuem Sturmgeheul wider die deutsche Lüge. Eduard ist längst vergessen.

Wer Ohren hat, höre!

Hunger soll uns entkräften? Deutschlands blanke Waffe soll stumpf und schartig werden? Seiner Mörser gluthloser Schlund ein Kämmerchen für kletterlustige Kinder? So habt Ihr's beschlossen. Auf unserer Erde soll der Fremdling gebieten, Zins heischen, nach Willkür die Grenzsteine einrammen, jedes Nachbars Bier aufkühlen und aus Machtbarren Rechtsmünze prägen. So wird es nicht sein. Und gelänge Euch zuvor alles Planen: dieses müßte mißlingen. In Ewigkeit. Deutschland lacht Eurer Drohung.

„Im Himmel war ein Stuhl, von dem gingen aus Blitze, Donner und Stimmen und sieben Fackeln brannten davor. Und war ein gläsern Meer, gleich dem Kristall, und um den Stuhl waren vier Thiere, die hatten Augen vorn und hinten, außen und innen und keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. Auf einem weißen Pferd sah ich Einen, der hatte eine Schleuder und empfing eine Krone; aus zog er, zu siegen, und siegte. Auf einem rothen Pferd saß Einer, dem ein großes Schwert gegeben ward; und er nahm den Frieden von der Erde und die Menschen würgten fortan einander. Auf einem schwarzen Pferd saß Einer, der eine Wage hielt, auf einem sahlen Einer, der Tod hieß und dessen Gefolge aus der Hölle kam. Ihnen ward die Macht gegeben, mit dem Schwert und mit dem Hunger den vierten Theil der Erdbewohner zu töden. Die Erde bebt, die Sonne wird schwarz wie ein härener Sack, der Mond roth von Blut; und die Sterne fallen vom Himmel. Hagel prasselt herab, Feuer wirbelt auf, Blutregen fällt: Ein Drittel aller Bäume verbrennt und alles grüne Gras wird weggesengt. Ein Feuerberg stürzt ins Meer: und ein Drittel des Wassers wird Blut, ein Drittel der Schiffe zerschellt, ein Drittel alles im Meer lebenden Gethieres stirbt. Wie eine Fackel lodert der ungeheure Stern, der nun vom Himmel stürzt und das Meer bitter macht. Hcu-

schrecken kommen; mit Menschenantliß, Weiberhaaren, Löwenzähnen; ihr Schwanz gleicht dem des Skorpions und hat einen Stachel; in Eisen sind sie gepanzert und ihre Flügel rasseln. Die Heuschrecken töten den Menschen nicht mit einem Stich, sondern quälen ihn, bis fünf Monde geschwunden sind. Reifige kommen, tausendmal tausend auf Rossen, deren Mund Rauch und Feuer und Schwefel speit und deren Schwänze wie Schlangen sind. Übermals bebt die Erde. Der zehnte Theil der großen Stadt sinkt in Trümmer und begräbt siebentausend Menschen. Erblicket Ihr den rothen Drachen mit den sieben gekrönten Häuptern und den zehn Hörnern? Schaut Euer Auge das Pardelthier, das auf Bärenfüßen aus dem Meer steigt? Spürt Ihr, wie aus der Schale der Zornkugeln ein Thier steigt, in Purpur, mit Gold, Edelsteinen, Perlen behängt, ein Weib: die große Stadt Babylon, aller Erdengräuel Mutter und die Herrscherin über alle Könige. Sie fällt! Sie ist gefallen! Leid, Hunger, Feuer werden sie vernichten und laut wird um sie die Klage tönen. Trauern werden die Könige, die mit ihr getändelt und gehurt haben. Weinen werden die Kaufleute, weil ihre Waaren Niemand mehr kaufen wird. Wohin mit Gold und Silber, Funtelstein und Perlen, Leinwand und Seide, Farbstoff und Holz, Elfenbein und Eisen, Weizen und Mehl, Zimmet und Ruchwerk, Wein und Del, Vieh und Pferde? Die Händler, die von solcher Waare reich wurden, jammern jetzt: In einer Stunde war aller Reichthum der großen, üppigen Stadt verwüstet! Und die Schiffherren und Schiffleute schütten Staub auf ihr Haupt und durch ihr Schluchzen dringt der Ruf: Die große Stadt, die allen Seefahrern Schätze bot, ist vernichtet. Weh uns!

Weh uns, wenn wir unterlägen! Kein Menschenhirn hat solchen Krieg erträumt. Schon waltet ärgerer Schrecken, als die Offenbarung Johannis furchtsamer Frommheit einbilden wollte. Unschuldige sind, Zehntausende, eingesperrt und ihr Athem wird, wie Gifthauch, von Denen gemieden, die ihnen gestern freundliche Nachbarn waren. Jubel begrüßt die Kunde, daß hundert Jünglinge von kochendem Wasser verbrüht, hundert von Spritzfeuern geblendet, aberhundert zerrissen, erstickt, zerstampft wurden. Jubel des Feindes; des Europäers. Das war noch nicht. Nie hat unsere Erde von solchen Donnern gebebt. Und keine Himmelsstimme mahnt, das Gedröhn in die Gruft des Schweigens zu bestatten.

## Republiken in Deutschland.

Fünfzehnhunderttausend Republikaner (im objektiven, staatsrechtlichen, nicht etwa im subjektiven, parteipolitischen Sinn) leben im Deutschen Reich. Und doch weiß man von dem Staatsrecht der drei Republiken Hamburg, Bremen, Lübeck im weiteren deutschen Vaterlande sehr wenig. Dieses hanseatische Staatsrecht hier auch nur zu skizziren, ist unmöglich. Wohl aber kann und soll einmal auf die reinen Merkmale republikanischen Wesens in diesen drei Verfassungssystemen, in denen im Uebrigen auch manche durchaus „irrepublikanische“, fast monarchisch zu nennende Grundzüge enthalten sind, hingewiesen werden.

Im Staatsbürgerrecht finden wir, der Natur dieses auch in den konstitutionellen Monarchien heute auf das Prinzip der staatsbürgerlichen Grundrechte und „Freiheit“ aufgebauten Verfassungstheiles entsprechend, nur wenige republikanische Grundzüge. Bemerkenswerth ist vor Allem, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht, welches seiner Natur nach republikanisch ist und mit Recht a priori in jeder heutigen Republik vorausgesetzt werden darf, nur in Lübeck gilt, daß dagegen in Bremen und Hamburg ein Klassenwahlrecht besteht, welches sogar in Hamburg einen durchaus aristokratischen (man könnte auch sagen: archokratischen; *αρχων*: Beamter) Charakter trägt, da eine „Wählerklasse“, die im Vergleich zu den anderen nur eine sehr geringe Mitgliederzahl aufweist, aus den höheren Beamten, Deputirten und Senatoren gebildet wird. Die Ableistung des auch in zahlreichen deutschen Monarchien eingeführten „Staatsbürgereides“ kann insofern als leicht republikanisch „gefärbt“ bezeichnet werden, als dem Einzelnen ein Spielraum von drei Jahren (achtzehnter bis einundzwanzigster Geburtstag) gelassen ist, während dessen er frei entscheiden darf, ob er sich für politisch „großjährig“ hält. Der veraltete Paragraph 6 der bremischen Verfassung: „Sklaverei (und Leibeigenschaft) finden im bremischen Staat keine Anerkennung“ kann heute nicht mehr als an sich republikanisch gelten. Dagegen ist in dieser Verfassung ausgeprägt republikanisch Paragraph 17, 2: „Der Staat erkennt bei seinen Angehörigen keinen Adel an.“ Und der Fortbestand dieses Paragraphen, der in seinem stolzen Radikalismus das republikanische „Motiv“ in der Architektur des deutschen Staatsrechtes mit stärkster Plastik zum Ausdruck bringt, muß von Jedem, der auch in der Kunst des Staatsrechtes Stil und Konsequenz verlangt, dringend gewünscht werden.

Von den Faktoren der Staatsgesetzgebung trägt der Senat

aller drei Republiken einen durchaus antidemokratischen, in manchen Punkten (zum Beispiel: dem partiellen Zuwahlrecht) geradezu monarchischen Charakter. Dagegen zeigt die „Bürgerchaft“ (das eigentliche hanseatische „Parlament“) eine Reihe von Zügen, die daran erinnern, daß sie ein „souveraines Volk“ vertritt. So vor Allem ihre Permanenz (und, darin begründet, ihr Selbstversammlungsrecht); und ihre Unauflöslichkeit. Kein Monarch darf und muß zu ihrer Neubildung Wahlen ausschreiben, keiner auch kann ihr durch Auflösung ein Ende bereiten. (Wenn in Republiken der Präsident ähnliche Befugnisse hat, so sind sie eben an sich monarchische Rechte im republikanischen Staatsrecht.) Die „Bürgerchaft“ kennt keine „Legislaturperioden“, keine durch sie begrenzte Lebensdauer. Sie ist (wie das Volk selbst) immer und ewig, die selbe staatsrechtliche korporativpersönlichkeit seit Beginn der Verfassung und in alle Zukunft. Dadurch, daß periodisch ein Theil austritt und durch Neugewählte ersetzt wird, kann die historische Kontinuität der drei hanseatischen Parlamente nicht durchbrochen werden. Das bremische, hamburgische, lübeckische Volk hat eben so wenig eine Reihe von successiven Parlamenten, wie es selbst etwa successive eine Reihe von Völkern darstellt. Wie diese „Völker“ seit Generationen die selbe Volkspersönlichkeit geblieben sind, so sind auch seine Parlamente seit je her die selbe staatsrechtliche Persönlichkeit. Hieraus folgt, daß die Parlamente sich, ohne „Berufung“ von außen, von selbst versammeln, sobald ihr Ausschuß („Bürgerausschuß“, „Bürgeramt“) es für nöthig hält. Die „passive Wahlpflicht“ (sit venia verbo!), die man gerade in Republiken erwarten sollte, die Pflicht, das parlamentarische Amt anzunehmen, ist nur in Hamburg (Artikel 34) statuiert, dagegen in Bremen und Lübeck ausgeschlossen.

Im Gebiete des Staatsverwaltungrechtes ist durchaus republikanisch die Richterwahl, die allerdings nur in Bremen, nicht in Hamburg und Lübeck gilt; und auch in Bremen nur „theilweise“ im, so zu sagen, qualitativen Sinn. Der Volksvertretung ist nämlich ein „Antheil“ an der Besetzung der erledigten Richterstellen eingeräumt. Diese erfolgt durch ein neunköpfiges Wahlkollegium, das für jeden Einzelfall neu bestellt wird und zu dem der Senat, die Bürgerchaft und das bremische, aus Land- und Amtsgericht bestehende „Richterkollegium“ je drei Mitglieder abordnen. Die so „gewählten“ Richter werden dann vom Senat ernannt und vereidigt. Hier begegnen wir einem durchaus demokratischen Rechtselement, wie es in keiner Monarchie zu finden ist. In den Vereinigten Staaten und in manchen schweizer Kantonen wer-

den die Richter direkt vom Volke gewählt; in Bremen werden sie durch die Vertretung des Volkes „mit“ gewählt. Ein prinzipieller Unterschied ist dadurch nicht gegeben; auch hier ist der rechtliche Grundgedanke republikanisch.

Ultrarepublikanisch ist die Bestimmung der bremischen Verfassung, daß der abtretende Bürgermeister nicht sofort wiederwählbar ist; eben so die der hamburgischen und lübeckischen, daß er nur zwei Jahre hinter einander amtiren darf, also nur einmal sofort wiederwählbar ist. Es ist nicht ersichtlich (auch von republikanischem Standpunkt aus nicht), warum die kleinen, unter dem schirmenden Dach des deutschen Reichsbauers eine ruhige, gegen alle diktatorischen Gelüste und „Staatsstreiche“ à la Willenweber geschützte Existenz führenden hanseatischen Republiken auf die großen Segnungen der kontinuierlichen, lange Jahre planmäßig sich entfaltenden Leitung eines besonders begabten „Präsidenten“ wegen einer veralteten, in diesem Zusammenhang weniger ultra- als pseudo-republikanischen Bestimmung für alle Zukunft verzichten sollen.

Die Erfahrungen, die man seit fast einem halben Jahrhundert mit unseren drei norddeutschen Republiken gemacht hat, führen zu dem Resultate, daß gewisse Republiken gewisser Prozentsatz republikanischer „Bundeszgenossen“ zum Wohle gereicht und, da ein König von Hamburg eben so wenig zu erwarten ist wie ein Herzog von Lübeck oder ein Fürst von Bremen, auch fürderhin gereichen wird. Wohl könnte eine andere verfassungsgerechte Reformfrage allmählich auf dem Gebiete des hanseatischen Staatsrechtes austauschen: die Frage nämlich, ob nicht die drei Hansestädte eine engere Staatenverbindung unter sich eingehen und so, wie sie jetzt schon eine Reihe gemeinsamer Staatseinrichtungen (Hanseatisches Oberlandesgericht, Gesandtschaft in Berlin und Anderes) haben, unter Wahrung einer gewissen sonderstaatlichen Selbständigkeit sich zu einem kleinen Staatenbund im großen Bundesstaat (ähnlich der „Staatenverbindung“ Sachsen-Coburg-Gotha, Großherzogthum Oldenburg) zusammenschließen sollen. Sie könnten dann nicht nur manche Verwaltungszwecke und gesetzgeberische Aufgaben leichter erfüllen als bisher, sondern wären auch im Deutschen Reich ein politisch stärkerer Machtfaktor, als ihn die Summe der drei Einzelstaaten ergibt; ein „Hansa-bund“ auch im staatsrechtlichen Sinn.

Köln,

Dr. Moriz de Jonge.



## Monopole.

Im Jahr 1909 scheiterte der Plan eines deutschen Reichsmonopols für den Branntweinverkauf. 1910 trat das Gesetz über den Abfaß von Kalisalzen in Kraft. 1913 wurde das Petroleummonopol vorbereitet; 1915 das Reichsgetreidemonopol beschlossen. Bismarcks Plan, Produktion und Vertheilung wichtiger Güter dem Reich zu übertragen, stieß auf zähen Widerstand der Praxis und siegte erst in unserer Kriegszeit. Was in Friedenstagen die schwersten Stürme im Gebiet der Oeffentlichen Meinung heraufbeschworen hätte, ist im Krieg durch eine schlichte Bekanntmachung im Reichsanzeiger erledigt worden. Restlos, wie man so schön sagt; denn Widerspruch giebt's nicht. Wenn das Reich zu einem Akt des Selbstschutzes gezwungen ist, kann nur gefragt werden, wann er gesichert wird. Als verkündet worden war, daß der Erntertrag des Jahres 1914 bis zur nächsten Ernte ausreichen werde, entstand die Meinung, man dürfe mit der Brotfrucht so umgehen, wie man in ruhigen Tagen gewöhnt war. Daß die Grenzen gesperrt sind, daß die Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada weder Weizen noch Mais, Rußland keine Futtergerste liefern und die Neutralen sich durch Ausfuhrverbote gegen Hungersnoth im eigenen Land schützen, wurde kaum beachtet. Landwirthe und Händler sahen ungeheure Preissäulen aufsteigen; und Herr Omnes fand, daß Weißbrot und Kuchen nicht schlechter schmecken, als sie vor dem vierten August gemundet hatten.

Dem Reich kam es zunächst darauf an, das Volk gegen Wucher zu schützen. Schon die ersten Verordnungen bedrohten den Verkäufer, der die von der Behörde festgesetzten Preise mißachten würde, mit Beschlagnahme. Erst nach sechs Monaten folgte die Ausführung des Monopologedankens. Die Höchstpreise für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Kartoffeln und Kartoffelabfabrikate konnten Dreierlei nicht verhindern: die unbegrenzte Verwendung von Weizen- und Roggenmehl, das Verfüttern von Brotgetreide ans Vieh und das Verstecken von Vorräthen in der Absicht, möglichst hohe Preise zu erzielen. Weil Getreide und Mehl gespart werden mußte, ersand man das „Kriegsbrot“, das mit Kartoffelzuthat hergestellt wird. Noch fehlte aber die unbedingte Sicherheit für das Auslangen der Bestände. Dazu wäre eine ausführliche Statistik über das in Deutschland lagernde Getreide nöthig gewesen. Sie ist spät geliefert worden. Das Ergebnis war: Die Reichsbehörden nehmen die Getreide- und Mehlvorräthe in ihren Besitz, schlichten den Streit über Werth oder Unwerth der Höchstpreise und schalten den Privatwillen aus. Die Regierung hat nicht verschwiegen, daß Gefahr im Verzug gewesen sei. Deshalb der Entschluß, von dem sie selbst sagt, seine Wirkung bringe „tiefer in das wirthschaftliche Leben des Volkes“ als jede andere für die Kriegszeit geltende Verordnung. Das Gesetz soll die Brotnahrung bis zur neuen Ernte sichern. Besseres konnte zu seiner Begründung nicht gesagt werden. Daneben verschwin-

bet die Doktorfrage nach der dem Privateigenthum gebührenden Achtung. Das Reich enteignet ja nicht, um Geld zu verdienen. Das Monopol soll nicht Gewinn bringen, sondern die Herrschaft über eine nothwendige Marktwaare verbürgen. Die Reichskasse hat mit der neuen Einrichtung nichts zu thun. Das Reich will das Brotgetreide und das Mehl so vertheilen, daß sie bis zur nächsten Ernte genügen. Wer hat also über das neue Gesetz zu klagen? Zunächst die Leute, denen der alte Zustand in Vortheile half: Spekulanten und Händler, die Vorräthe aufgestapelt hatten, um sie zurückzuhalten, bis die Höchstpreise durch noch höhere Preise ersetzt wären. Denn ohne die Beschlagnahme mußte der Mangel den Preis in die Höhe treiben. Die langwierige Theuerung hätte dem Volk schweren Schaden gebracht. Die Ernährung wäre schlechter und der moralische Widerstand schwächer geworden. Diese Folgen konnte Jeder voraussehen; trotzdem hat die Erkenntniß zur Beseitigung der aus Gewinnsucht entspringenden Hemmnisse nicht genügt. So müssen mit den Schuldigen die Unschuldigen leiden: alle Zwischenglieder normalen Getreidehandels. Geschäfte an der Produktensbörse sind nur noch möglich, wenn sich um Getreide und Mehl handelt, das nach dem ersten Februar 1915 eingeführt wird; und dieser Import ist nicht der Rede werth. Den Bäckern und Konditoren wird der Betrieb eingeschränkt; sie dürfen nur noch 75 Prozent des durchschnittlichen Tagesverbrauches an Mehl verbachen. In dieser Vorschrift liegt aber zugleich eine Befreiung vom unmittelbaren Zwang der Beschlagnahme. Der verpflichtet jeden Besitzer von Getreide und Mehl, seinen Vorrath zur Verfügung der neuen Reichsvertheilungstelle zu halten. In Privatbesitz bleiben nur kleine Mengen unter einem Doppelcentner, Saatgut und solche Vorräthe, die in landwirthschaftlichen Betrieben zur Ernährung der Leute dienen. Alles andere Getreide wird an die neu gegründete Kriegs-Getreide-G. m. b. H., alles Mehl an die kommunalen Verbände abgegeben. Die vertheilen es in ihre Bezirke. Für das Getreide werden den Verkäufern die gesetzlichen Höchstpreise gezahlt; den Mehlpriß haben Sachverständige festzusetzen.

Die Regierung will verhindern, daß fetten Tagen magere folgen. Der Geist des Gesetzes ist gut; aus ihm spricht der Grundsatz, daß mit den wichtigsten Naturprodukten nicht Wucher getrieben werden darf. Die Spekulation mit Nahrungsmitteln ist die unerfreulichste; sie muß aufhören, wenn es feste Preise und Abnehmer giebt.

Auch die Schweiz hat an die Einführung eines Getreidemonopols gedacht. Hier würde sich um die Vertheilung des vom Ausland importirten Getreides gehandelt haben, da das Land selbst nur wenig Brotgetreide liefert. Das allgemeine Monopol ist nicht beschlossen worden: die Rücksicht auf die Bauern und auf die öffentliche Meinung, die von einer Beschränkung der Gewerbefreiheit (also einer Verfassungsänderung) nichts hören wollte, schienen wichtiger als der Wunsch, den Getreideabsatz durch Amtörgane zu regeln. Aber der Krieg hat den Monopolplan wenigstens zum Theil verwirklicht. Nachdem gesetz-

liche Höchstpreise und Bestimmungen für die Mühlen erlassen worden waren, ist die Einfuhr sämtlicher Getreide- und Mehllarten der Bundesregierung übertragen worden. Der Ankauf erfolgt durch die Oberkriegsbehörde, die auch den Verkauf zu besorgen hat. Das ist ein Monopol für den Haupttheil des Getreidehandels.

Der Eingriff des Staates in die Privatwirtschaft ist berechtigt, wenn er ein Massenbedürfnis befriedigen hilft oder die Reichsfinanzen schützt. Die Einwände der Theoretiker sind in der Kriegszeit entkräftet worden. Nun braucht die staatliche Organisation nur noch zu beweisen, daß sie den Privatbetrieb ersetzen kann. Die Kriegs-Getreidegesellschaft arbeitet unter günstigen Bedingungen, da sie nicht nöthig hat, Ueberfluß einzudämmen und Kapital, das durch die Menge eines Naturproduktes verführt worden ist, zu vernichten. Deutschland besitzt kein „natürliches“ Getreidemonopol, wie es die großen Exportländer, Nordamerika, Argentinien, Australien, vielleicht für sich geltend machen könnten. Die Begrenztheit des Vermögens erleichtert die Ueberlicht und, im Fall der Noth, die Vertheilung. Ein Gegenbeispiel zeigt uns der deutsche Kalibergbau. Der beherrscht den Weltmarkt. (Die Amerikaner kämen in arge Verlegenheit, wenn das Deutsche Reich ihnen die Kaliszufuhr sperrte.) Die Verwaltung solches Schatzes ist kein Kinderspiel. Als Ende Mai 1910 das Kaligesez in Kraft trat, war der Kalimarkt in wüster Unordnung. Die Syndikate hatten sich nicht bewährt und der Staat mußte eingreifen. Er regelte, durch Gesetz, Produktion, Absatz, Preise. Dadurch sollte verhindert werden, daß die Zahl der neuen Kalischächte noch höher stieg und die Ueberproduktion weiter zunahm. Ein Staatsmonopol, gemildert durch Freiheiten des Privatbesizes. Der Eingriff blieb ziemlich wirkungslos. Der Stoff, in seiner Ueberfülle, war stärker als die Kraft. Da kam der Krieg: von allen Begleitererscheinungen blieb nur der Nutzen der uneingeschränkten Herrschaft über ein werthvolles Naturprodukt sichtbar. So hat, auf Riesengebieten der Wirtschaft, der Kriegsnothstand alte Vorurtheile gegen Monopole beseitigt. Manche werden bald unvermeidlich sein. Und wenn der Staat sich in kaufmännische Methoden eingewöhnt, kann er. 17. Vorkänge. Friedeväzigt. vä. välev. Privatvaterverhynwagu. 100. Gewinn schöpfen, dessen keine Finanzordnung bedarf. Freilich: die Grundbedingung muß er erfüllen. Wenn er nicht eben so klug wirtschaftet wie der Privatunternehmer, nicht eben so schnell mit seiner Produktion dem Bedürfnis vorausseilt, nicht 1915 schon der Technik abfordert, was sie freiwillig erst 1918 gewähren würde, wird er das tief eingewurzelte Mißtrauen gegen Staatsbetriebe nicht ausjäten. Auch auf diesem Boden wird der Krieg uns neue Erfahrung bringen. Wenn er beendet ist, wird in unbefangener Ruhe zu prüfen sein, was im Jahr der Noth und des Ringens die Behörden, was die Führer der Industrie und des Handels für die Nation geleistet haben. L a d o n.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt

# „Bismarck und seine Zeit“

Verlag B. G. Teubner, Leipzig

bei, worauf wir unsere Leser hiermit aufmerksam machen.

**Köln : Hôtel Continental** am Dom, 1912 umgebaut, Zimmer im Bad.

**Köln - Savoy-Hôtel** am Dom, erstes Familien-Hôtel. Neu: Grillroom und Hôtelbar.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

## Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Telephon: Zentrum 12450-12452.

Telegraphenamt: Samosbank.

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Telephon: Steingasse 9634-9635.

**Stahlkammer mit Safenanlage.**

## Dr. Hoffbauer's (ges. gesch.) Jolimbin-Tabletten

mit 0,06 Jolimbin. — Anregungsmittel ersten Ranges. — Kräftigend.

10 Tabletten = 2,25 M. || 50 Tabletten = 7,50 M. || 200 Tabletten = 25,— M.

25 Tabletten = 4,— M. || 100 Tabletten = 13,50 M. || 500 Tabletten = 50,— M.

Literatur versendet gratis: Elefant-Apotheke, Berlin, Leipziger Strasse 74.

NATÜRLICHES



# KARLSBADER

SPRUDELSALZ

# SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Thüringer Waldsanatorium **Schwarzeck**

Bad Blankenburg — Thüringerwald

(Bes.: San.-Rat Dr. Wiedeburg)

für Kranke und Er-

holungsbedürftige,

ist auch während

des Krieges geöffnet

und besucht!

Ausführliche

Sädege-

schmücker

Prospekte

wird im

kostenlos

versandt.

Prospekt  
kostenlos.

## Sanatorium Schierke

im Oberharz, 640 m. Physikal.-diätet.

Heilanstalt. Mod. Hotel-Dependance:

Barenberger Hof bei Schierke. Wunder-

voller Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Haug.

Dr. Kratzenstein.

Für Gesellschaften. Skat.



Camphausen-Tönnchen-Siphon

Frisch, Sauber, Selbstbedienung,  
keine wertlosen Bierreste.

Pilsner Urquell . . . . . 3,-

5 Liter . . . . . 5,00

Münchener, Münchener Cölnbacher . . . . . 3,25

Kaistritzer Schwarzbier . . . . . 2,75

Dunkles Lagerbier . . . . . 2,25

frei Haus oder Bahnhof Berlin.

In hygienisch vollkommener Weiss abgefüllt.

**F. & M. Camphausen,**

Berlin SW. 11. Tel. Litzow 34910.

Breslau, Hannover, Stettin.

Flaschenbier laut Preisliste.

**Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“** durch den Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstr. 3a  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.  
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.

# Manoli

Deutschlands führende  
Zigarettenmarke

*Truffrei*



Wilmersdorfer

## Gartenterrassen

Untergrundbahnhof Rüdeshheimer Platz  
der neuen Bahn Berlin-Dahlem



**Hochherrschaftliche Wohnungen**

von 4 – 8 Zimmern, mit modernem Komfort  
ausgestattet, sind jederzeit zu vermieten.